

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Hemmungslos persönlich, angstfrei und komisch erzählt Lena Dunham, Erfinderin der Fernsehserie ›GIRLS‹, aus ihrem Leben: von seltsamen Jungs, Kondomen in Zimmerpalmen und davon, dass es nicht immer traumhaft ist, den eigenen Traum zu leben. Sie schreibt über die Taxifahrer in New York und vom plötzlichen Verliebtsein, über Zwangsstörungen und fehlgeschlagene Diäten und darüber, wie es ist, in einem Raum voller Lampen und alter Männer eine Sexszene zu drehen. Krisengeschüttelt, heiter, absolut im Jetzt: Lena Dunham bringt das Lebensgefühl einer neuen Generation Frauen auf den Punkt.

»Ein Buch voller Weisheit und Witz. Wäre das Wort nicht verpönt, müsste man kurz und klar sagen: Lena Dunham ist genial.«

Daniel Kehlmann

Lena Dunham, geboren 1986, ist die Erfinderin der Fernsehserie ›GIRLS‹. Sie hat die Serie geschrieben, produziert, Regie geführt und spielt darin die Hauptfigur. Für ›GIRLS‹ wurde sie mit zwei Golden Globes ausgezeichnet. 2012 wählte das »Time Magazine« sie zur »Coolest Person of the Year«, 2013 unter die 100 einflussreichsten Menschen der Welt. Lena Dunham schreibt regelmäßig für den »New Yorker«. ›Not That Kind of Girl‹ ist ihr erstes Buch. Sie lebt in Brooklyn, New York.

Joana Avillez ist freie Illustratorin und lebt in New York. Ihre Arbeiten erschienen u.a. in der »New York Times«, dem »New York Magazine« und dem »Wall Street Journal«.

Sophie Zeitz übersetzt u. a. Joseph Conrad, John Green und Marina Lewycka. Sie lebt in Berlin.

Tobias Schnettler übersetzt u. a. Garth Risk Hallberg, David Cronenberg, Marisha Pessl, Adam Thirlwell und Ruth Ozeki. Er lebt in Frankfurt am Main.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de.

Lena Dunham



Was ich im Leben so gelernt habe

Aus dem Amerikanischen
von Sophie Zeitz und Tobias Schnettler

Mit Illustrationen
von Joana Avillez

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, September 2016

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»Not That Kind of Girl.
A young woman tells you what she's »learned«
bei Random House, an imprint and division of Random House LLC,
a Penguin Random House Company, New York
© 2014 Lena Dunham

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2014 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-19804-7

Inhalt

Vorwort	13
---------------	----

1 Liebe & Sex

Entjungfere mich (bitte, nur zu)	23
Platonisches In-einem-Bett-Schlafen. Eine tolle Idee (für Leute, die sich selbst hassen)	30
18 unglaubliche Dinge, die ich mal beim Flirten gesagt habe	43
Igor. Oder: Mein Freund aus dem Internet ist gestorben, und das kann deinem auch passieren	45
Gewisse Interessen teilen. Meine schlimmste E-Mail aller Zeiten, mit Anmerkungen	54
Mädchen & miese Typen	60
Barry	74
Sich verlieben	91

2 Körper

»Diät« ist ein Schimpfwort. Wie man es schafft, trotz gesunder Ernährung fünf Kilo zu viel zu wiegen ...	107
Sexszenen, Nacktszenen und wie ich meinen Körper öffentlich ausstellte	126

15 Dinge, die ich von meiner Mutter gelernt habe	134
Was ich in meiner Handtasche habe	136
Wer hat meine Gebärmutter verschoben?	139

3 Freundschaft

Girl Crush. Wie ich einmal fast zur Lesbe wurde und mich dann übergab	153
Das Beste daran	168
13 Dinge, die man besser nicht zu seinen Freunden sagt	172
Grace	174
10 Gründe, warum ich New York liebe	185

4 Arbeit

Und das soll Spaß machen? Wie man das Beste aus seiner Schul- und Unizeit macht	191
Mini-Lederhandschuhe. Vom Glück, seine Zeit zu verschwenden	207
17 Dinge, die ich von meinem Vater gelernt habe	223
E-Mails, die ich abschicken würde, wenn ich ein klein bisschen verrückter/wütender/mutiger wäre	225
Wir hatten keinen Sex, aber sie haben mich angebrüllt	229

5 Das große Ganze

Meine Therapien und ich	237
Passiert das grade wirklich? Gedanken über Tod und Sterben	256
Die Top Ten meiner Ängste in Sachen Krankheiten	270
Hallo Mama, hallo Papa. Grüße aus dem Fernwood Cove Camp	274
Was ich bedaure	289
Anleitung zum Davonlaufen	291
15 Lektionen, die du gelernt hast, wenn du regelmäßig auf der Straße erkannt wirst	301
True Punk	305
Danksagung	325
Über die Autorin	328



Vorwort

Ich bin zwanzig Jahre alt, und ich hasse mich. Mein Haar, mein Gesicht, die Wölbung meines Bauchs. Wie meine Stimme kippt, wenn ich spreche, und den larmoyanten Unterton in meinen Gedichten. Dass meine Eltern mit mir in einer etwas höheren Tonlage reden als mit meiner Schwester, als wäre ich eine durchgedrehte Verwaltungsangestellte, die die Geiseln im Keller in die Luft sprengt, falls noch mehr Druck auf sie ausgeübt wird.

Ich verberge diesen Hass hinter einer Art aggressiver Selbstakzeptanz. Ich färbe mein Haar Neongelb und trage eine Vokuhila, die eher von Teenie-Müttern aus den Achtzigern inspiriert ist als von aktuellen Schönheitstrends. Ich ziehe neonfarbene Spandexsachen an, die an den falschen Stellen eng sind. Meine Mutter und ich geraten in einen Riesenstreit, als ich ein bauchfreies T-Shirt mit Bananenmuster und pinkfarbene Leggings in den Vatikan anziehe und die frommen Touristen mich erst anstarren und dann demonstrativ wegsehen.

Ich wohne in einem Wohnheim, das bis vor kurzem ein städtisches Altersheim für Bedürftige war, und ich scheue den

Gedanken, wo sie jetzt wohl sein mögen. Meine Mitbewohnerin ist nach New York gezogen, um Slow Food und lesbische Liebe zu erforschen, also lebe ich allein in unserem Zimmer im Erdgeschoss, was mir auch gefällt, bis eines Nachts eine Rugby-Spielerin die Fliegengittertür aus den Angeln reißt, um ins Wohnheim einzubrechen und ihre untreue Freundin zu verprügeln. Ich habe mir einen Videorecorder und Stricknadeln zugelegt, und jetzt verbringe ich die meisten Abende auf dem Sofa und stricke an einem Schal für einen Typen, auf den ich stehe und der in einer manischen Phase sein Studium geschmissen hat. Ich habe zwei Kurzfilme gedreht, die mein Vater »interessant, aber irgendwie daneben« findet, und als Autorin fühle ich mich dermaßen blockiert, dass ich Gedichte aus Sprachen übersetze, die ich nicht spreche, eine Art surrealistisches Experiment, von dem ich mir Inspiration erhoffe und das mich zugleich daran hindert, die perversen, sich ständig wiederholenden Gedanken zu denken, die mir ungebeten durch den Kopf gehen: Ich bin hässlich. Mit neunundzwanzig werde ich in der Anstalt landen. Ich werde nie etwas zustande bringen.

Man sieht mir das alles nicht an, wenn ich auf Partys gehe. Unter Leuten bin ich gnadenlos komisch, aufgetakelt in Second-Hand-Kleidern, mit aufgeklebten Fingernägeln, im ewigen Kampf gegen die Müdigkeit von den 350-mg-Tabletten, die ich abends nehme. Ich tanze am wildesten, lache am lautesten über meine eigenen Witze und rede von meiner Vagina wie andere über ihr Auto oder ihre Kommode. Letztes Jahr hatte ich Pfeiffersches Drüsenfieber, und es ist nie ganz ausgeheilt. Gelegentlich schwellen meine Lymphknoten zur Größe von Golfbällen an und stehen wie Bolzen aus meinem Hals, so dass ich aussehe wie Frankensteins Monster.

Ich habe Freundinnen: eine Gruppe von Mädchen, deren Hobbys (Backen, Blumenpressen, Projekte für das Gemeinwohl) mich nicht interessieren. Ich habe ein schlechtes Gewissen deswegen, bin überzeugt, meine Unfähigkeit, mich auf sie

einzulassen, ist der endgültige Beweis dafür, dass ich kein guter Mensch bin. Ich lache mit ihnen, ich stimme ihnen zu, finde Gründe, früher nach Hause zu gehen. Tief im Innern habe ich das nagende Gefühl, meine *wahren* Freunde warten irgendwo da draußen auf mich, nach dem College, wahrscheinlich alles Frauen, deren Ambitionen so groß wie ihre früheren Fehltritte sind, deren Haar sich spektakulär auftürmt wie die Hecken in französischen Barockgärten und die sich nie, nie die Ohren zuhalten werden, wenn ich ihnen von einem Sextraum erzähle, in dem mein Vater vorkommt.

Allerdings ist es mir in der High School genauso gegangen, diese Überzeugung, *meine* Leute kommen woandersher und gehen woandershin, aber sie werden mich erkennen, sobald sie mich sehen. Sie werden mich so sehr mögen, dass es egal ist, wenn ich mich selbst nicht mag. Sie werden das Gute in mir sehen, und dann werde ich es eines Tages auch sehen.



Freitags steige ich mit meinen Freunden in einen alten Volvo, und wir fahren zu einem Trödelladen, wo wir Kram kaufen, der nach dem Leben anderer Leute riecht, und Klamotten, von denen wir glauben, dass sie unsere eigenen aufpeppen. Wir wollen wie die Helden aus den Sitcoms unserer Jugend aussehen, die Teenager, die wir toll fanden, als wir selbst noch Kinder waren. Mir passen die Hosen nie, außer wenn es Umstandshosen sind, deshalb kaufe ich meistens sackartige Kleider und Bill-Cosby-Pullover.

An manchen Tagen ist die Ausbeute groß: ein apricotfarbenes Business-Kostüm mit leichten Kaffeeflecken und Mega-Schulterpolstern aus den Achtzigern, Leggings mit Trompe-l'œil-Ketten an den Seiten, ein Paar Stiefel, die für jemanden mit unterschiedlich langen Beinen angefertigt wurden. Aber manchmal ist der Fang mager. Die üblichen gemusterten No-

Name-Stoffschuhe und zerrissenen Negligés sind längst weg. An so einem Tag schlendere ich zu den Büchern rüber, wo die Leute ihre Scheidungs- und Handarbeits-Ratgeber loswerden, manchmal sogar ihre Tagebücher und Fotoalben.

Mein Blick wandert über das staubige Regal, das nach dem Bücherschatz einer unglücklichen, vielleicht analphabetischen Familie aussieht. Ich ignoriere die Anleitung zum Reichwerden, halte bei Miss Piggys Autobiographie inne, berühre ein Buch namens *Schwestern. Das Geschenk der Liebe*. Doch als ich



zu einem zerfledderten Taschenbuch mit grünlich vergilbten Rändern komme, bleibe ich stehen. *Having It All* von einer gewissen Helen Gurley Brown, die ihr eigenes Cover ziert, tadellos an ihren Schreibtisch gelehnt, in genau der Art pflaumenfarbenem Kostüm mit Schulterpolstern, wie ich sie heute ironisch trage, mit Perlenkette und wissendem Lächeln.

Ich bezahle die verlangten 65 Cent und nehme das Buch mit nach Hause. Im Auto zeige ich es meinen Freunden, eine witzige Trophäe, etwas für mein Kitsch-Regal mit den Studioporträts der Kinder fremder Leute. Das ist unser Hobby, einst bedeutsame Artefakte umzuwidmen und als Zeugnis dessen auszustellen, was wir nie sein werden. Aber ich weiß insgeheim, dass ich das Buch verschlingen werde, und zu Hause krieche ich sofort ins Bett und kuschele mich unter die Patchworkdecke, während draußen ein für Ohio so typischer Schneesturm über den Parkplatz fegt.

Das Buch ist von 1982, und auf Seite zwei hat jemand mit Kuli eine Widmung hineingeschrieben: »Für Betty! Alles Liebe, Margaret, Deine Optifast-Freundin 😊«. Die Widmung rührt mich, die Vorstellung, dass dieses Buch vor langer Zeit von einer Diätgruppen-Teilnehmerin an eine andere weiterge-

geben wurde. Im Kopf ergänze ich die Botschaft: *Betty, wir schaffen das. Wir sind schon mittendrin. Lass dich von diesem Buch zu den Sternen tragen und noch weiter.*

Eine Woche lang laufe ich jeden Tag schnurstracks nach meinen Seminaren nach Hause, um Helens Lehre aufzusaugen. Gurley Browns Art, ihre diversen persönlichen Demütigungen und gelegentlichen Triumphe mit ihren Leserinnen zu teilen, elektrisiert mich, und wie sie mit der Präzision eines Idiotenratgebers erklärt, dass »auch du Liebe, Erfolg, Sex, Geld haben kannst, selbst wenn du bei null anfängst«.

Die meisten ihrer Ratschläge, sollte ich hier erwähnen, sind völlig bescheuert. Sie ermutigt ihre Leserinnen, weniger als tausend Kalorien pro Tag zu sich zu nehmen (»Einbrüche sind in Ordnung, Fasten auch ... Satt werden kommt nicht in Frage. Während der Gewichtsabnahme muss sich ein unangenehm flaves Hungergefühl einstellen, sonst passiert wahrscheinlich gar nichts«), Kinderkriegen zu vermeiden, wenn es irgend geht, und zu jeder Tag- und Nachtzeit Blowjob-bereit zu sein (»Je mehr Sex du hast, desto mehr hältst du aus«). Bei dem Thema hält Helen nicht viel von Selbstbestimmung: »Erschöpfung, Stress, Menstruationsbeschwerden – nichts davon ist eine gute Ausrede dafür, keine Liebe zu machen, es sei denn, du bist so wütend auf den Mann in deinem Bett, dass du ihm am liebsten den Hals umdrehen würdest.«

Andere Ratschläge klingen vernünftiger: »Fahre stets fünfzehn Minuten früher zum Flughafen als nötig. Das schont die Nerven«, oder: »Wenn du schwerwiegende persönliche Probleme hast, zögere nicht, zu einem Psychologen zu gehen und dich beraten zu lassen. Mit mentalen und emotionalen Schmerzen nicht zum Arzt zu gehen scheint mir genauso absurd, wie mit einer blutspritzenden Halswunde durch die Gegend zu laufen ...« Aber ihre freimütigen Weisheiten verlieren etwas von ihrer Kraft, wenn darauf Stellen folgen wie: »Als Single einen Bogen um verheiratete Männer zu machen ist für

mich, als würde man in einem Krankenhaus in Tijuana verbluten, weil man sich ausschließlich in hygienisch einwandfreien amerikanischen Krankenhäusern versorgen lassen will, die unerreichbar hinter der Grenze liegen.«

Having It All ist in mehrere thematische Teile gegliedert, jeder eine Reise in einen sonst unantastbaren Aspekt des weiblichen Lebens so wie Diät, Sex oder die Unwägbarkeiten der Ehe. Doch trotz ihrer verrückten Theorien, die nichts mit meiner entschieden feministischen Erziehung gemein haben, bewundere ich, wie Helen ihre eigene peinliche, aknebefallene Geschichte offenlegt, um zu zeigen: *Seht her, Glück und Zufriedenheit kann jedem widerfahren*. Sie stellt ihr ganz persönliches Pathos zur Schau (mir fällt etwa die Stelle ein, wo sie sich an Baklava überfrisst), aber vielleicht habe ich sie unterschätzt. Vielleicht ist genau das keine Schwäche, sondern ihre Gabe.



Als ich das Buch erstanden habe, wusste ich noch nicht, welchen Platz Helen Gurley Brown im Kanon einnimmt, oder dass die Frauen, die später meine Idole werden würden – Frauen wie Gloria Steinem und Nora Ephron –, längst über sie geschrieben und auf sie reagiert hatten. Ich wusste nicht, dass Gurley Brown das rote Tuch der Frauenbewegung und der Schundpolizei war und dass sie noch lebte, inzwischen weit über achtzig, und immer noch ihre typischen putzmunteren, ignoranten Ratschläge an die Unterdrückten verteilte. Das Einzige, was ich verstand, war, dass sie das Bild eines Lebens malte, das umso reicher schien, weil sie einst zu den, wie sie es nennt, *Mouseburgern* gehört hatte: reizlos, gewöhnlich, ungeformt. Für Helen Gurley Brown waren es die Mouseburger, die eines Tages triumphierten, weil sie wussten, was es heißt, übersehen und zu wenig geliebt zu werden. Ihre Perspektive war ein Selbstschutz, und genau das war es, was ich brauchte. Vielleicht, predigte He-

len, wurde eine erfolgreiche, selbstbewusste und ja, eine sexy Frau *gemacht*, nicht geboren. Vielleicht.

Ich finde nichts mutiger, als wenn jemand verkündet, dass seine Geschichte es wert ist, gehört zu werden, vor allem, wenn dieser Jemand eine Frau ist. So hart wir auch daran gearbeitet haben, so weit wir gekommen sind, immer noch gibt es so viele Kräfte, die sich verschwören, um die Frauen in ihre Schranken zu weisen, unsere Sorgen für nichtig zu erklären, unsere Meinungen für überflüssig, als mangelte es uns an Ernsthaftigkeit und unseren Geschichten an Bedeutung. Als wären persönliche Texte von Frauen nicht mehr als eine Übung in Eitelkeit, und wir sollten für diese neue Welt dankbar sein, uns setzen und einfach die Klappe halten.

Aber ich will meine Geschichten erzählen, mehr noch, ich *muss* es tun, um nicht wahnsinnig zu werden: Geschichten darüber, wie es ist, morgens in meinem erwachsenen Frauenkörper aufzuwachen, voller Angst und Ekel. Wie es sich anfühlt, bei einem Praktikum den Arsch getätschelt zu bekommen, mich in Meetings vor lauter fünfzigjährigen Männern beweisen zu müssen und zu einer Abendveranstaltung mit der schlimmsten Rotznase zu gehen, die die Welt je gesehen hat. Mir von Männern Dinge gefallen zu lassen, von denen ich genau weiß, dass sie falsch sind. Geschichten von meiner Mutter, meiner Großmutter, dem ersten Jungen, den ich geliebt habe und der später halbschwul wurde, und dem ersten Mädchen, das ich geliebt habe und das meine Feindin wurde.



Wenn ich euch mit dem, was ich gelernt habe, auch nur einen miesen Job leichter machen kann, euch nur einmal vor der Art von Sex bewahren kann, wo man die Turnschuhe lieber anlässt, um mittendrin wegrennen zu können, dann war jeder meiner Fehlritte es wert. Ich spüre jetzt schon Scham und Zweifel bei dem Gedanken, ob ich euch irgendwas zu bieten

habe, aber auch meinen zukünftigen Ruhm, euch davon abgehalten zu haben, eine teure Smoothie-Diät auszuprobieren oder euch selbst die Schuld zu geben, wenn der, mit dem ihr was angefangen habt, plötzlich einen Rückzieher macht, eingeschüchtert von eurer persönlichen Mission hier auf Erden. Nein, ich bin keine Sexpertin, keine Psychologin, keine Ernährungswissenschaftlerin. Ich bin keine Mutter von drei Kindern oder die Besitzerin eines erfolgreichen Strumpfhosenimperiums. Ich bin eine junge Frau mit dem ausgeprägten Interesse zu bekommen, was mir zusteht, und was hier folgt, sind die hoffnungsvollen Nachrichten von der Front, an der ich dafür kämpfe.